

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1901**

6.7.1901 (No. 151)



Er scheint täglich mit Ausnahme  
Sonn- und Feiertags und kostet  
in Karlsruhe in's Haus gebracht  
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.  
(monatlich 55 Pfg., wenn in  
der Expedition oder in den Agen-  
turen abgeholt), durch die Post  
bezogen vierteljährlich 3 M.  
25 Pfg., mit Bestellgeld 3 M. 65 Pfg.  
Bestellungen werden jederzeit  
entgegengenommen.

# Badischer Beobachter.

Anzeigen: Die sechspaltige Zeit-  
zeile oder deren Raum 20 Pfg.,  
Weklamen 50 Pfg. Bei öfterer  
Wiederholung entsprechender Abat-  
t. Inserate nehmen außer der Expe-  
dition alle Annoncen-Bureau an.  
Redaktion und Expedition:  
Adelstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Post-Zeitungs-Liste 798.

Samstags-Beilage:  
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt  
„Sterne und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Nr. 151.

Samstag, den 6. Juli

1901.

## J. C. Die Bevölkerung der Staaten Europas.

An der Jahrhundertwende haben fast alle europäischen Kulturstaaten Volkszählungen veranstaltet. Ihre Ergebnisse regen zu sehr interessanten Betrachtungen und Vergleichen an.

Einige volkswirtschaftliche Professorensuchen und Deutschen zunächst einzuweisen vor der starken Bevölkerungszunahme unseres Reiches. Deutschland sollte angeblich vor der Gefahr stehen, sich nicht mehr selbst ernähren zu können, sondern in seiner Ernährung auf die Zufuhren aus dem Ausland bringend angewiesen zu sein. Nun ist es richtig, daß während des Jahrzehntes von 1870 bis 1880 die Vermehrung der deutschen Bevölkerung eine sehr starke war. Die Zahl der Geburten betrug im Jahresdurchschnitt für dieses Jahrzehnt auf das Tausend 42, und wenn die Volksvermehrung in diesem Verhältnis immer weiter gehen würde, dann könnte man freilich annehmen, daß hundert Jahre später die deutsche Bevölkerungsziffer das Doppelte des heutigen Standes betragen würde. Die Volksvermehrung geht aber nicht so weiter. Die Zahl der Geburten, die im Jahresdurchschnitt auf 1000 Einwohner entfallen, ist während des letzten Jahrzehntes bereits wieder auf 37 zurückgegangen. Die Geburtenziffer der siebziger Jahre war in ihrer Höhe eine Ausnahme. Wir brauchen darum nicht befürchten, daß es uns so gehen würde wie den Chinesen, daß wir in unserer eigenen unheimlichen Bevölkerungszunahme erstickten könnten. Allerdings war die Vermehrung der deutschen Bevölkerung gerade während der letzten fünf Jahre härter als jemals zuvor; sie betrug während dieser Zeit im Jahresdurchschnitt nicht weniger als 800,000 Seelen. Aber das ist der ausnahmsweise starken Zuwanderung aus dem Ausland zuzuschreiben, die ihrerseits wiederum zusammenhängt mit der früher nicht geahnten Entwicklung der Industrie.

Vergleicht man indessen die Zunahme der deutschen Bevölkerung mit derjenigen in Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Großbritannien und Rußland, dann findet man, daß wir uns freilich einer recht kräftigen Volksvermehrung erfreuen. Unter allen Kulturstaaten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika eingerechnet, steht das deutsche Reich mit seiner Bevölkerungsziffer von mehr als 56 Millionen an dritter Stelle. An der Spitze steht das europäische Rußland mit mehr als hundert Millionen; an zweiter Stelle die nordamerikanische Staatenunion mit über 76 Millionen. Nach Deutschland folgen Österreich-Ungarn mit 45, Großbritannien und Irland mit 41, Frankreich mit kaum 39 und Italien mit 32 Millionen Einwohnern. Vor fünfzig Jahren waren die Unterschiede nicht so groß. Damals folgte Frankreich mit 35 Millionen an zweiter Stelle hinter dem europäischen Rußland mit 66 Millionen. Deutschland folgte nach Frankreich und Italien zählte damals nur 24 Millionen Einwohner.

Frankreich ist also ganz auffallend mit seiner Bevölkerungsziffer hinter den anderen Kulturstaaten zurückgeblieben. Während der letzten fünf Jahre hat es eigentlich gar nicht mehr zugenommen. Denn seine Bevölkerungszunahme von 1895 bis 1900 nur das Drittviertel einer Million ist der Hauptfache nach auf die Einwanderung von außen her zurückzuführen; vermehrt hat sich während dieser Zeit in Frankreich nur die Bevölkerung derjenigen Landesteile, in denen große Städte liegen. In ganz Europa hat eine Bevölkerungszunahme stattgefunden, wie man sie vordem nicht gekannt hat. Nur Frankreich ist mit seiner Bevölkerung nicht von der Stelle gerückt. Zieht man das Seine-Departement mit Paris und seiner Gegend von der ganzen französischen Zunahme für die

letzten fünf Jahre ab, dann schmilzt diese auf ganze 40,000 Köpfe zusammen!

Es hat eine Zeit gegeben, in der man sich in Frankreich über den Stillstand der Bevölkerungsziffer freute. Man pries laut und lebhaft den Vorzug, daß die meisten Familien nur zwei Kinder besitzen. Aber jetzt ist man anderer Ansicht geworden: man beginnt einzusehen, daß man auf diese Weise in die Gefahr geraten kann, eine Staatsmacht untergeordneten Ranges zu werden; denn die Wehrkraft eines Volkes leidet naturgemäß außerordentlich unter dem Einflusse einer geringen Bevölkerungszunahme. Und wenn nun gar die ländlichen Bezirke ärmer an Einwohnerzahl werden, diejenigen Landes- teile, auf denen hauptsächlich die Wehrkraft eines Staates beruht, dann sieht es mit dieser erst recht düster aus. Man gibt sich darum in Frankreich jetzt genaugen Mühe, den Franzosen klar zu machen, daß es so nicht weiter gehen könne. Man hat sogar „Wiederbevölkerungsvereine“ gegründet, deren Aufgabe diese Art der Volksaufklärung ist. Ob das etwas helfen wird? In Frankreich ist gar zu sehr das System der kleinen Rentner heimisch geworden. Man spart und spart und richtet alles darauf ein, um nur ja mit 50 oder 55 Jahren nicht mehr arbeiten zu brauchen; in diesem System passen Familien mit reichlicher Kinderzahl schlecht hinein. Zunächst werden wohl also die „Wiederbevölkerungsvereine“ nur geringen Erfolg mit ihren Volksaufklärungen erzielen.

## Deutschland.

Berlin, 4. Juli.

Mit der hohen Politik will Prinz Heinrich nichts zu tun haben. Bei einem Frühstück im Libesker Rathswinkel nach der Meier Woche erwähnte Bürgermeister Dr. Kluge in seinem Teintusch auf den Kaiser die Verhältnisse in China und die Entscheidung des Handels im Osten. In den nunmehr folgenden Teintusch auf den Libesker Nachklub und die Stadt Libesker stößt Prinz Heinrich folgende Äußerung ein: „Zum Dritten muß ich erklären, daß ich auf den Teil der Rede, der die Politik betraf, nicht eingehen kann. Mit der hohen Politik habe ich nichts zu tun. Das überlasse ich besser den Älteren, überlasse es denen, die dafür verantwortlich sind.“

Reichskanzler Graf Bülow sollte nach einer Meldung der Petersburger „Nowoje Wremja“ die Absicht haben, noch im Laufe dieses Monats nach Petersburg zu reisen, und zwar in der Absicht, über den neuen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland zu verhandeln. Der russische Finanzminister von Witte habe bezeugt, daß von ihm beabsichtigte Reise nach der Mandchurien bis zum nächsten Frühjahr verschoben. Ein Besuch des Reichskanzlers in der russischen Hauptstadt würde ja wieder vollkommen unangebracht, noch auch unerfährlich sein — im Gegenteil! Er würde ein neues Zeugnis dafür sein, daß das Verhältnis zwischen Berlin und Petersburg fortwährend ungetrieben und gut ist. Aber daß der Reichskanzler wegen des fünfjährigen Handelsvertrages nach Petersburg reisen sollte, klingt vollkommen unwahrscheinlich. Das würde ebenso aussehen wie ein „Gang nach Canossa“, und den tritt der deutsche Reichskanzler sicherlich nicht an. Außerdem ist doch für solche Verhandlungen nicht eher eine feste Grundlage vorhanden, bevor nicht Bundesrat und Reichstag über den Entwurf des neuen Zolltarifgesetzes beraten haben.

Centrum und Polen. „Sagen wir dem Centrum das Messer an die Kehle!“ — diese lebenswichtige Aufforderung richtet die „Posener Praca“ an ihre polnischen Landesleute im Wahlkreise Duisburg-Mülheim. In dem

Wahlkreise, so rechnet das genannte Posener Blatt, sollen sich mindestens 5000 bis 6000 polnische Wähler befinden; und so glaubt die „Praca“, daß diese Polen es dahin bringen könnten, das Jünglein an der Wage zu bilden und den Ausschlag zu geben zwischen dem Centrumskandidaten und dem „Misch-Mach“-Kandidaten der übrigen bürgerlichen Parteien. Auf jeden Fall müßten sie für die Hauptwahl einen eignen polnischen Wahlbewerber aufstellen. . . . Sagen wir dem Centrum das Messer an die Kehle. Verbißt uns daselbst nicht zu den notwendigen polnischen Predigten in Rheinland-Westfalen, so dürfen die Polen in der Stichwahl nicht für den Centrumskandidaten stimmen, sondern müssen sich der Abstimmung enthalten. . . . Das würde die Politik der vollendeten Unvernunft sein. Was würden denn die Polen davon haben, wenn sie dem nationalliberalen Kandidaten zum Siege verhelfen würden durch ihre Stimmhaltung gegen den Centrumsmann — Schaden oder Nutzen? Nur Schaden. Dehnen werden sie es sich wohl noch recht genau überlegen, bevor sie dem heijßpörrigen Rathe aus Polen folgen. Im Uebrigen hat doch wahrhaftig die Centrumspartei keine Gewalt über innere Angelegenheiten der Seelsohle. Es würde also nebenbei auch eine sehr große Ungerechtigkeits sein, wenn die Polen nach den Recepten der „Praca“ handeln wollten, ganz abgesehen davon, daß diese Recepte augenscheinlich den Einfluß ganz bedeutend überhöhen, den die polnischen Wähler in dem Duisburger Wahlkreise ausüben können.

Die Mission in Sibirien hat die Land- rath Graf von Bessel in L. eine Erklärung veröffentlicht, die den Anschein erwecken sollte, als trage allein Pfarrer Wesselsand in L. die Schuld an dem unliebsamen Vor- kommen. Dieser Letztere widerlegt diese Annahme in einer sehr wichtigen Gegenklärung. Aus dieser ist zu entnehmen, daß die diözesanliche Behörde es war, die die Einstellung der Mission der Jesuiten anordnete, und daß Herr Pfarrer Wesselsand vorher ver- geblich sich bemüht hatte, andere Missions- prediger zu gewinnen. Man ersieht daraus, daß es an solchen in Deutschland fehlt, daß also die Jesuiten notwendig sind, um die vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Um so dringlicher nöthig ist die Befestigung des schwachen Ausnahmestandes.

Kiel, 4. Juli. Die Dinienschiffe „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kaiser Wilhelm II.“, „Baden“, „Sachsen“ und „Württemberg“ — Geschwaderchef Prinz Heinrich von Preußen — halten auf der hiesigen Außenförde größere Schießübungen ab. Als Ziel dient die große Bontonscheibe, die vom Kreuzer „Jagd“ über das Schiffsfeld geschleudert wird.

Sachsen (Müggeln), 4. Juli. Der Kaiser unternahm heute Vormittag an Bord der „Iduna“, die vom Torpedoboot „Leipziger“ begleitet war, eine Segelfahrt in der hiesigen Bucht. Außer der „Iduna“ und „Hohenzollern“ anfert auch die „Niobe“ auf der hiesigen Reede.

München, 3. Juli. Der „Widm“ verleger Rutschera sagt, wie gemeldet, schon wieder in Unerkennungshaft. Blätter verschiedener Richtungen machen sich über dieses wechselnde Spiel von Verhaftung, Entlassung, Wieder- verhaftung, u. s. w. lustig. Man kann sich nicht recht vorstellen, welche Gründe diesen wandelbaren Sinn der Justiz bestimmen mögen. Die sozialdemokratische „Münch. Post“ geht aber wohl zu weit, wenn sie mit beherrschendem Gohne meint, man könnte fast zu der Ansicht kommen, „die Staatsanwaltschaft lasse den Mann von Zeit zu Zeit an die Luft, in der Hoffnung, daß er über die Grenze spaziere und die Staatsanwaltschaft ihre Ruhe vor Signori und Obin gewinne“.

Würzburg, 4. Juli. Die Freiheit der Wissen- schaft an den Universitäten wird wieder einmal sehr scharf beleuchtet durch ein Vorkommnis an der philo- sophischen Fakultät in Würzburg. Der außerordent- liche Professor Dr. Chroust, nach dem Urtheil kompeten- ter Männer ein ausgezeichnete Historiker, sollte in Würzburg Ordinarius werden; die Fakultät sträubt sich jedoch dagegen, weil Dr. Chroust sich nicht gemäß nach der Richtung der liberalen Parteienbenennung und sich als überzeugungstreuer Katholik betannt hat. Ein Mitglied der philosophischen Fakultät fragte nämlich im Auftrage derselben in einem „Erkundigungsbrief“ auch über die politische Stellung des Professors während seines früheren Aufenthaltes in München an. Der Inhalt des Briefes war aber so vornehmlich und ge- häßig, daß der Angefragte über ein so unbilliges und parteiliches Vorgehen gegen einen untadeligen Kollegen entrüstet wurde und — mit einer in solchem Falle be- greiflichen Indolenz — vor Dritten seine Entrüstung ausdrückte. So wurde die Sache bekannt, und die philo- sophische Fakultät zu Würzburg ist dadurch kompromittirt.

## Ausland.

Wien, 4. Juli. Ein Schlaglicht auf den landesver- räterischen Charakter der „Los von Rom“-Bewegung in Oesterreich hat die Sonnenfeier in Innsbruck ge- worfen. Da die Reden, so wird der „Post. Ztg.“ von dort berichtet, mit Rücksicht auf die Tagung des Land- tages verboten waren, wurden zweckentsprechende lebende Bilder gestellt. Als ein Gemeinderath bei Abfindung der „Wacht am Rhein“ sich nicht vom Platze erheben wollte und rief: „Wir sind ja noch in Oesterreich“, wurde er zum Verlassen des Festplatzes gezwungen. Die „Wacht am Rhein“ ist bekanntlich das Kampfbild der römfeindlichen Altpolken in Oesterreich, die nicht schnell genug auch das „Los von Oesterreich“ und „Los vom Hause Habsburg“ verwirklicht sehen können. Die Be- wertung des Innsbrucker Gemeinderaths: „Wir sind ja noch in Oesterreich“ war demgegenüber ebenso am Platze, wie sein Protest gegen die Abfindung der „Wacht am Rhein“. In anderen Ländern der habsburgischen Kron- wie namentlich in Böhmen wird das altpolken- treue Bild auch von konservativen deutschen Blättern scharf beurtheilt wurde, mit dem Kampfe gegen die- selbigen Feinde u. s. w. zu rechtfertigen gesucht. In Tyrol und seine Hauptstadt Innsbruck kann dieser „Grimm“ unmöglich zutreffend sein, und um so scharfer treten daher hier die altpolken- treuen Köpfe, die sich in Böhmen, wie die „Wacht am Rhein“, Luft machen, hervor, und um so verwerflicher sind sie vom österreichisch-habs- burgischen Standpunkte aus. Im Uebrigen darf man doch wohl erwarten, daß diese altpolken- treuen Schwärmer und Wähler in Tyrol doch nur eine kleine Minorität bilden, und daß die große Mehrheit des braven Volkes in Tyrol in seiner Anhänglichkeit an Oesterreich und an das habsburgische Kaiserhaus dem alten schönen Worte vom „treuen Land Tyrol“ auch fernerhin entsprechen wird.

Wien, 3. Juli. Der niederösterreichische Landtag hat bisher noch keinen Socialdemokraten in seinen Reihen gesehen. Jetzt wird ihm auch dieser Vorzug zu Theil. Der Wiener Bezirk favoriten hatte eine Ersatzwahl für den Landtag vorzunehmen. Man glaubte nicht anders, als daß das Mandat, das bisher den Christlich-Socialen gehörte, auch diesen verbleiben werde, und diese Sicher- heit hat die christlich-socialen Wähler augenscheinlich zu Nachlässigkeit verleitet. Die Folge davon ist nun die

## Gottes Wille und Menschenpläne.

Eine Erzählung aus der Umgebung von G. Rappert.

(Fortsetzung.)

Der Bauer wurde weiß wie die Wand, an der er lehnte, rang nach Athem und versuchte zu sprechen. Einige Sekunden hörte man nichts als die wirren Worte des stehenden Kindes und das Keuchen des Bauers. Schließlich fuhr dieser sein Weib an: „Dah erreicht, was Du wünschest. Aber ich sage Dir: Ehe von den Wunden einer auch nur einen Halm oder eine Erdhölle von meinem Hofe bekommt, schenke ich ihn dem ersten Bettler an der Landstraße.“

„Als ob ich jetzt einen anderen Gedanken hätte als an Anton“, begütigte die Bäuerin.

„Mund's schon, wirst auch wohl wissen, wie er zu seiner Krankheit gekommen ist.“

„Wie? Was meinst Du?“

„Dah Du schuld an seinem Leiden bist. Jrgendwie, was weiß ich? Weiber sind allzeit listig.“

„Steintamp“, rief jetzt der Arzt erbost, „wer ist gestern Abend mit der Antsche durch den Nebel gerath, als ob der Gottliebens hinter ihm wäre? Ich sah Euch an meinem Garten vorbeisagen. Wenn Ihr den Jungen bei Euch hättet, so müßt Ihr ganz genau wissen, wo er sich den Tod geholt hat.“

„Ich schuld?“ ächzte der Steintampbauer. „Den Tod geholt, sagtet Ihr so, Doktor?“ rief er schredensstarr, in suchbarer Angst.

„Der Junge kommt nicht durch die Krankheit, ich sagte es ja schon“, entgegnete der Arzt ernst und bestimmt; „warum soll ich Euch ungewiß lassen? Noch ein paar Tage höchstens geh' ich ihm!“

Der Bauer lachte plötzlich hell und sorglos auf. „Das ist ja Alles bloß leeres Gerede, ein böses Scherzen. Meint Ihr, ich glaube Euch? Ihr seid gegen mich ver- schworen, Alle miteinander. Aber die Wunden kriegen den Hof nicht, der Anton wird Erbe.“

„Seid vernünftig Steintamp“, mahnte der Doktor. „Ich sagte die lautere Wahrheit.“

„Ihr lügt — Alle lügen — ich glaub's nicht — end- lich soll mein Wille durchgehen — immer noch ist's anders gegangen als ich wollte, und jetzt — jetzt —“

Steintamp hatte mit lauter Stimme gesprochen bis zum Schluß, und Arzt und Bäuerin hatten nicht scharf Daucht auf ihn gegeben. Jetzt übermannte ihn auf einmal die Schwäche, und er die Andern zurung, er, dröhnend wie eine gefüllte Gasse, zu Boden. Ihn, der so oft eine eiserne Stirn gezeigt und Ruhe bewahrt hatte, wo andere Menschen der Gram verrietet hätte, war dem letzten Schicksalschlage nicht mehr gewachsen gewesen; es hatte ihn übermächtig.

Man brachte ihn zu Bett. Er schrie und lachte, tobte und phantasierte durcheinander; der Arzt beordnete zwei Knechte, die ihn zu halten hatten.

Jetzt lagen zwei Schwerverranke auf dem Steintampshof.

5.

Ueber dem Wald lag der Bauerschleier des Raub- frostes. Die Sonne warf ihr bleiches, winterliches Licht in die Gäßchen, die es kimmernd zurückstrahlten und ein mädchenhaftes Flunkern verbreiteten. Ueberall wallte und waagte und webte lautes weißes Leuchten; der Nebel wand sich ohnmächtig an gefrorenen Boden und mühte sich vergebens, im Gezwige des Unterholzes und an den rauen, rissigen Stämmen der alten Bäume emporzu- klimmen.

Tritte und Stimmen von Menschen hallen durch die dünne klare Frostluft; mit kreischendem Gekrächz flatterte eine Schaar von Krähen aus den Baumwipfeln in's offene Feld.

Da werden die ersten auf dem Waldweg sichtbar: schwarze Gestalten mit ersten Gesichtern, Kinder, die Etchpalmskränze in den blaugroenen Händen tragen — und dann kommt ein kleiner Sarg auf schlichtem Ge- fähr. Der Nebel reicht bis an die Radnaben; daher scheint der Todtenwagen ein Trauerschiff zu sein, das auf grauen Wölfen einherfährt.

In dem schlichten Sarg aus Eichenholz ruht Anton, der Adoptivsohn des Steintampbauers. Mit dem Kinde wird man den letzten Plan des Bauers begraben, denn

er selbst liegt still und schwach auf dem Krankenlager und redet kein vernünftiges Wort mehr seit acht Tagen. Fast haben die Leute im Trauerzug Mitleid mit ihm.

Ob der Bauer sitzen würde, wenn er wüßte, daß Vater Ambrosius vor dem Sarge schreitet und Wilhelm hinter dem Wagen einbergeht?

Ob er wieder sagen würde: „Da hab' Ihr erreicht, was Ihr wünschtet? Aber keiner bekommt einen rothen Pfennig von den — den — Wunden?“

Wer das wissen konnte!

Längst liegt fufshoher Schnee auf Anton's Grab. Die Feiertage sind vorbei, und die Zeit ist schon wochenweit in's junge Jahr vorgerückt.

Immer noch liegt der Bauer zu Bett, ein stiller Mann, der kein Wort spricht, sich kaum noch rührt. Man weiß nicht, ob er Gedanken hat.

Und immer mehr verfällt sein Gesicht; die Haut wird lebern und gelbgrün; aus einer Furche werden drei, vier —

Die Bäuerin betet und arbeitet; ihre Augen sind ent- zündet vom steten Weinen. Zum Wundern ist's, daß sie bei all' den Kasten und Wägen, die die Zeitung des Steintampshofes ihr auflegt, noch ziemlich bei Kräften bleibt.

Pfarrer Korn, der jetzt wieder häufig auf den Hof kommt und sich abmüht, dem Bauern ein christlich Wort beizubringen, meinte, sie solle nunmehr den Wilhelm zur Unterbringung zu sich nehmen.

„Ich hab' dem Bauern versprochen, keinen meiner Söhne auf den Steintampshof zu nehmen. Das will ich getreu- lich halten“, hielt sie entgegen, ob ihr schon das Herz blutete. Und der Pfarrer lenkte vor einer solchen Seelen- größe stumm das weisse Haupt.

Der Winter ging zu Ende; die Frühlingssonne langten ihr wildes drängendes Vieh, und der Regen rauschte Tag und Nacht. Schon kamen einige Vorkühlingstage mit warmem Sonnenglanz, schon begannen die Knochen zu schwellen, und an lehmigen Hängen erschienen die goldenen Sterne des Himmels.

Bauer Steintamp lebte sein Traumlleben unverändert

weiter. „Dah er am Leben bleibt, nimmt mich Wunder“, flüßerte der Arzt dem Pfarrer in's Ohr, so oft sie sich am Krankenbette trafen.

„Ich glaub' fast, er wird durchkommen“, entgegnete Pfarrer Korn bedächtig. Die Steintamps sind Stern- naturen.“

Achselzuckend meinte der Arzt: „Der Frühling wird die Entscheidung bringen, so viel kann ich mit Sicher- heit sagen.“

Noch kam manch rauher Tag, an Oftern fiel fogar noch Schnee; dann aber genühten einige Tage, um den Lenz zur vollen Herrschaft zu bringen.

Wie fröhlich trillerten die Lerchen in den Lüften! Die leichtbewingten Schwalben kehrten zurück und nahmen wieder von ihren vorjährigen Wohnstätten Besitz. Kräftiger Erdgeruch schwebte über den braunen neigepflügten Feldern des Steintampshofes; nach der Erde zu bildete das Winterhorn einen fastgrünen Leppid. Ueberall Leben, frohes frisches Leben, neue Kraft und neue Thätigkeit.

An einem Abend, als die Sonne wie ein blutrother Ball auf der feinen Linie ruhte, die die nebelbezogene Erde vom blauen, grünenblauen Himmel schied, glänzte Frau Anna in der Küche eine Stimme zu vernahmen, die aus dem Krankenzimmer herüberdrang.

„Zuerst glaubte sie an eine Täuschung; aber das Klagen wiederholte sich. Klirrend fiel das Geschirr aus der zitternden Hand; „der Bauer“, rief sie gellend, „am Gotteswillen, der Bauer!“

Mit einem Sprung war sie am Krankenzimmer. Steintamp sah mit heller, klaren Blicken aus den blüthenweißen Rippen. Ein verlorener Sonnenstrahl hauchte eine zarte Röthe auf sein abgemageres Gesicht.

Die Bäuerin verstimmt, im Liebernat ihrer Freude; sie sank am Bett in die Knie und ergiff Steintamps Hand, mit unglücklicher Wärme den Worten lauschend, die leise und höflich von seinen Lippen trüffelten, wie die ersten Tropfen aus einem Brunnen, den strenger Frost in Fesseln legte, der nun aber vom warmen Sonnenstrahl befreit wird.

(Schluß folgt.)











